

Chronik eines Unterganges

Anmerkungen zu dem Roman »Wintergewitter« von Kurt Ihlenfeld

VON JOCHEN HOFFBAUER

Der 1951 im renommierten Eckart-Verlag Witten/Berlin erschienene Roman »Wintergewitter«¹ ist eines der wenigen gelungenen dichterischen Aussagen über das Kriegsende in Niederschlesien 1944/45. Das gewaltige und erschütternde Thema wurde zwar von verschiedenen Autoren aufgegriffen, aber die Berichterstatter, zumeist Erlebnisträger, blieben im Tagebuch, in der Impression oder in der peniblen Chronik stecken. Wieder einmal mehr beweist sich an diesem geschichtlichen Stoff, daß Erleben und Erleiden nicht genügen, um eine gültige und zeitlose Aussage zu gestalten. Beim Lesen dieser vielen und in Ansätzen auch zu bejahenden Versuche stellt sich mir die alte literarische Grundsatzfrage, ob der selbst schmerzlich Betroffene auch der beste Interpret sein kann. Persönliches vom Allgemeinen zu trennen; Nebensächliches vom Besonderen; gekränktes Verhalten einzuordnen in übergreifende Zusammenhänge fällt offensichtlich schwer. Spricht man die Erlebnisgeneration, der auch ich angehöre, so bleibt meist ein schaler Geschmack zurück. Schnell wird klar, daß der vorgeschobene ideelle Verlust von Heimat nichts anderes ist als die verständliche Klage um materielle Einbußen, über die man nicht hinwegzukommen vermag, obwohl doch schon Angelus Silesius (1624–1677), der sich mit seinem »Cherubinischen Wandersmann« in die Barockliteratur einführte, in einem seiner zahlreichen Sinnsprüche bekannte: »Viel haben macht nicht reich. / Der ist ein reicher Mann, / der alles, was er hat, / ohn Leid verlieren kann.«²

Einen weiteren Punkt möchte ich anfügen: Es ist oft und gewiß zu Recht beklagt worden, daß bisher noch kein großes Vertreibungsepos – einer antiken Heldensage gleich – geschrieben wurde. Wo bleibt der Grimmelshausen unseres Jahrhunderts, der einen »Simplizius Simplizissimus« niederschreibt? Fehlt immer noch der klärende, zeitliche Abstand? – nach über

1 Kurt IHLENFELD, Wintergewitter. Roman, Witten und Berlin Erstaussgabe 1951, Eckart-Verlag, 822 S.

2 Christ und Heimat. Anmerkung zu einem aktuellen Thema. Von Jochen HOFFBAUER, in: Der Remter. Zeitschrift für Kultur und Politik in Osteuropa, EvgI. Verlagswerk Stuttgart. Heft 4, 7. Jahrg. 1961, S. 218.

vierzig Jahren wohl kaum. Überfordern die schrecklichen Ereignisse das sprachliche Darstellungsvermögen? – angesichts unserer realitätsfreudigen Gegenwartsliteratur wäre auch dies zu verneinen. Sind die Autoren aus Gründen des Engagements oder der Anpassung nicht sonderlich am Thema interessiert? Oder bleiben die wohl-saturierten und wohlstandsorientierten Leser am Thema desinteressiert und wollen die bösen Erinnerungen nicht wecken? Eine kürzlich veranstaltete Umfrage brachte genau dieses Ergebnis.

Viele Fragen drängen sich auf. Dabei darf wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß bei der geschilderten Situation zwei Möglichkeiten gegeben sind: Daß überhaupt keine dichterische Bewältigung der Vertreibung erfolgt (Es gibt manche geschichtlich beachtenswerte Epoche, die keinen dichterischen Gestalter fand!). Oder daß Generationen später eine Bewältigung des an äußerer und innerer Dramatik reichen Stoffes gelingt. »Jeder Christ ... weiß, daß die Bibel nach der Welterschöpfung von einer Vertreibung aus dem Paradiese kündigt und daß dem Menschen eine Rückkehr als Aufgabe gestellt wurde. Und womit beginnt das Neue Testament nach der religiösen Neuschöpfung durch die Geburt Jesu Christi? Mit der Vertreibung und Flucht ... nach Ägypten ...«³

Später hat dieses menschliche Urthema von Vertreibung und Flucht zwei europäische Dichtergestalten der Weltliteratur berührt und bewegt: Dante Alighieri (1265–1321): »Die göttliche Komödie« und J. W. v. Goethe (1749–1832): »Hermann und Dorothea«.

In diesen beiden Bereichen, in christlicher Glaubensüberzeugung und europäischem Humanismus, hat der damals fünfzigjährige Kurt Ihlenfeld sein episches Werk »Wintergewitter« angesiedelt. Wiewohl es einige Neuauflagen erlebte (1966 lag die 8. Auflage vor), ist es doch bei den Schlesiern und Heimatvertriebenen weithin unbekannt und unbeachtet geblieben. »Hier haben wir, das sei ausgesprochen, den großen protestantischen Roman, auf den wir kaum zu hoffen wagten«, stellte die bedeutende katholische kulturpolitische Zeitschrift »Hochland« fest; aber vielleicht lag in dieser richtigen Feststellung bereits das Urteil für die mangelnde Popularität des Werkes begründet: Es war zu streng protestantisch, zu kühn und frei in der Bewertung jener Ereignisse, an die wir uns nur zu gut erinnern. In diesem Roman wurde keinem falschen Nationalismus das Wort geredet; hier wurde nicht aufgerechnet und entgegengehalten; ein Mensch, Dichter und Theologe, versuchte an die letzten Dinge unseres Menschseins zu rühren:

3 Karl SCHINDLER, Heimat und Vertreibung in der schlesischen Dichtung, München 1964, Aufstieg-Verlag, 56 S., hier: S. 4–5.

WOMIT SOLLEN WIR GOTT LOBEN? *Mit unsern Leiden. Das ist die einzige Sprache, die noch von keiner Lüge und keiner Ermattung entstellt ist ...*

DIE LETZTEN DINGE sind immer die ersten: Der Tod ist nicht geheimnisvoller als die Geburt. Er ist auch nicht schrecklicher ...

DIE SCHÖNEN WORTE DER DICHTER, mit denen ich umgegangen bin, haben nicht getrogen. Aber keins von ihnen hat mich wirklich getröstet. Keins erwies sich als stark genug für die äußerste Anfechtung...

ES REICHT ALLES ÜBER UNS HINAUS: Die Leiden und die Tröstungen. Wir sind nicht nur Gegenstand der Erlösung, wir sind auch ihr Schauplatz.

DAS LAND, IN DAS ICH heimkehren möchte, gibt es nicht ... LASST UNS, WENN WIR UNSER OPFER gebracht haben, in Frieden liegen. Ihr wißt nicht, wofür wir geopfert sind. Es wäre besser, ihr vergebßt uns, als daß ihr mit dem Gedächtnis unseres Todes euch über die Vergelichkeit unserer Opfer hinwegtäuscht...⁴

Schon diese wenigen Sätze aus dem letzten Kapitel des Buches verraten ein wenig von der Grundkonzeption, die sich nicht in äußerer Spannung oder bloßem Erlebnisbericht erschöpft, sondern die hineinleuchtet in größere Zusammenhänge und Tiefen. Wer die geistigen Ahnherren und Weggenossen des Dichters waren, läßt sich nicht nur aus Stil und Inhalt erkennen. Die Widmung des Buches (»In Memoriam Jochen Klepper..., Siegbert Stehmann ..., Ludwig Wolde ...«) und die den einzelnen Kapiteln vorangestellten Zitate von Johann Christian Günther (1695–1723), Jochen Klepper (1903–1942), Andreas Gryphius (1616–1664) und Joseph von Eichendorff (1788–1857) stimmen den geduldigen und aufnahmebereiten Leser in eine erzählerische Tradition ein, die gerade auch in Schlesien stets präsent gewesen ist. Als Gesamtlosung für das Buch wählte Ihlenfeld ein Wort des Görlitzer Schusterphilosophen Jakob Böhme (1575–1624): »Des Mensch Gemüt forschet immer wieder nach seinem Vaterland; daraus ist es gewandert und begehrt wieder heim zur ewigen Ruhe.«⁵

Der Dichter behandelt sein geschichtsträchtiges Thema facettenhaft und immer aus einer neuen Sicht; gleichsam als wechsele er die Standorte, einem Betrachter in Gemäldegalerien gleich. Diese letzten Wochen und Monate im deutschen Schlesien gegen Ende des Krieges mit all den bekannten Einschränkungen, Hiobsbotschaften von den Fronten, Todesnachrichten im Dorf, Gestapo-Willkür nach dem Attentat des 20. Juli 1944, immer

4 (Wie Anm. 1), S. 819–822 (Auszüge).

5 Ebd., Vorsatzblatt, S. 7.

stärker anschwellenden Flüchtlingstrecken aus dem Osten, mit der Auflösung des Gewachsenen und der Vorausahnung des kommenden Auszuges aus dem heimatlich-gelobten Lande, bilden den äußeren Hintergrund, die thematische Folie, auf die dann Ihlenfeld seine genaue Menschenbetrachtung und Detailschilderungen, seine im christlichen Glauben wurzelnde, zuweilen verschlüsselte Botschaft einbringt.

Der Romantitel deutet an, daß eine außergewöhnliche Naturerscheinung, ein »Wintergewitter« sich ereignet. Freilich keines, das, so rasch es gekommen, wieder vergeht, in der Nacht verrollt. Dieses »Wintergewitter«, das hier beschrieben wird, kann nicht schnell vergehen. Man hört es aus der Ferne rumoren und die angstweckenden Geräusche kommen immer näher. Die Kinder fragen, was das für ein Gewitter sei, und die Erwachsenen zögern mit der Antwort, weil sie wissen, daß diese Antwort auch die Kinder erschrecken muß. Nein, dieses Gewitter zur Winterszeit 1944/45 kommt nicht aus dem Himmel, ist kein physikalisches Phänomen, sondern Ausgeburt und Frucht menschlicher Hölle. Geschützfeuer, Detonationen, Fliegergeräusche, Panzerketten, Glockengeläut und ein Kampfswagen, der sich durch die weiße Landschaft schiebt, einem Ungeheuer gleich; all dies bedrängt und verunsichert den Erzähler dieses Romanes; bringt ihn und andere an den Rand oder in die Verzweiflung:

SEHT IHR DEN EISERNEN WAGEN DORT, WIE er über die vom Schnee überwehte, überkrustete Landstraße dahinschaukelt? Zwischen den Kirschbäumen, in denen die Krähen hocken – seht ihr ihn? Und jetzt, wie er in einer Mulde verschwindet, als hätte der Schnee ihn verschluckt? Mit dem Schnee ist der Wind im Bunde und treibt ihn in grauen, schrägen Strichen gegen die gepanzerte Stirn des Wagens, gegen die Kuppel, in die das Geschützrohr wie ein riesiger Fühler eingehängt ist ...⁶

Das »Wintergewitter« wird zum Inferno, zum Schlußakkord eines mehrjährigen Dramas, an dem alle ihr Teil Schuld mittragen, die gläubigen und ungläubigen Leute im Dorf, die Parteigänger und die Skeptiker, die sogenannten besseren Schichten und die einfachen Landarbeiter und Häusler.

Der Erzähler, ein Pastor im Niederschlesischen, weiß um die Konflikte, spürt hautnah das Dröhnen und Stampfen, wie es gewittergleich aus dem Osten sich unaufhaltsam nach Westen fortsetzt, mit atemberaubender Schnelligkeit und vehementer Gewalt. Das »Wintergewitter« wird zum Symbol des verlorenen Krieges, der von diesem Lande ausgegangen ist.

Besser als mit einer Probe aus dem Romananfang kann nicht gezeigt werden, was Ihlenfeld vorschwebte, als er daran ging, jene nun schon

6 Ebd., S. 659 (Auszug).

legendäre und wie aus weiter Vergangenheit zu uns herüberdringende Zeit im dichterischen Wort zu bannen:

DIE STUBE IST KALT – DER TISCH, DAS BUCH, das auf dem Tisch liegt, der Brieföffner, die Messingbüchse, die Türklinke – alles ist kalt. In der Ecke, gegenüber der Fensterwand, steht ein eiserner Ofen. Er ist ausgebrannt, der letzte Rest von Wärme über Nacht verschwunden. Der Schläfer auf dem Liegesofa hat sich in ein paar Decken eingehüllt und darüber einen Mantel und ein unbezogenes Kissen gelegt. Aber die Kälte ist dennoch durchgedrungen. Sehr früh schon ist er erwacht und hat sich gleich vom Lager erhoben ... Es ist Nacht, tiefe Nacht, wenn es auch auf den Morgen zugeht. Und was man da draußen wahrnimmt, das ist kein Licht, nein, eine Bewegung ist das, etwas Fließendes, so wie ein Bach dahinfließt. Unermüdtlich, dicht und pausenlos. Nur auch geräuschlos. Nichts ist sonst zu unterscheiden als dies. Nicht der Schatten des großen Hauses gegenüber, nicht das Dach, nicht der Turm, nicht ein Baum... Vollkommene Nacht. Aber die Finsternis allein macht es nicht, daß man so gar nichts wahrnimmt. Ein Vorhang ist da, ein fließender und fallender, der nimmt alles weg und macht es unsichtbar. Es schneit.⁷

Der ca. 800 Seiten starke Roman umfaßt vier Kapitel bzw. Abschnitte: Erster Teil: Die Chronik – Zweiter Teil: Das Tagebuch – Dritter Teil: Das Gespräch – Vierter Teil: Die Legende.

Wie und wodurch kam Kurt Ihlenfeld zu diesem Romanstoff? Man kann davon ausgehen, daß eigene bittere Erlebnisse sich mit Gehörtem und Erfahrenem in gelungener Weise in dem Roman vermischen; er also autobiographische Züge aufweist. Während des letzten Kriegsjahres übernahm Ihlenfeld – von Berlin kommend – die verwaiste Pfarrstelle in Pilgramsdorf bei Goldberg und erlebte dadurch das sich vielfach andeutende schlesische Schicksal am eigenen Leibe. Allerdings resultieren die Bindungen des Autors an Schlesien bereits aus früheren, glücklicheren Jahren. So lernte er während seiner Tätigkeit beim Evangelischen Presseverband in Breslau Ende der Zwanziger Jahre den schlesischen Dichter Jochen Klepper kennen (dem er 1958 eine Erinnerungsschrift: »Freundschaft mit Jochen Klepper« widmete). Dort, in Breslau, hatte sich unter der liberalen Leitung des späteren Konsistorialrates Schwarz eine »junge Mannschaft« (Klepper, Mirbt, Ihlenfeld) zusammengefunden, die mit neuen Ideen versuchte, unkonventionelle Wege zu beschreiten.

Schon nach dem Studium der Theologie und Kunstwissenschaft in Halle

7 Ebd., S. 11–12 (Auszug).

und Greifswald war Ihlenfeld in Schlesien tätig gewesen, u. a. als Kreispfarrer in Waldenburg und als Redakteur des in Berndorf erscheinenden Blattes »Unsere Kirche«.⁸ Zu seinen Freunden zählten damals die schlesischen Autoren Friedrich Bischoff (1896–1976), August Scholtis (1901–1969) und Gerhard Pohl (1902–1966). Schließlich gründete Ihlenfeld in Berlin den sogenannten »Eckart-Kreis« christlicher Autoren, dem auch die Schlesier Jochen Klepper und Joseph Wittig (1879–1949) angehörten. Von 1933–1943 leitete Ihlenfeld den Eckart-Verlag in Berlin und gab die profilierte evangelische Kulturzeitschrift »Eckart« heraus.⁹

Nach Verlassen der Pfarrei Pilgramsdorf im Frühjahr 1945 lebte Ihlenfeld in Coswig bei Dresden (Mitarbeit an der sächsischen Kirchenzeitung »Der Sonntag«) und kehrte 1949 nach Berlin zurück, wo er am 25. 8. 1972 verstarb.¹⁰

In seinem Abschnitt über die »zeitgeschichtliche Literatur« schreibt Arno Lubos: »Es mag bezeichnend sein, daß der mit Abstand progressivste Autor, Kurt Ihlenfeld, kein Schlesier ist.«¹¹ In der Tat wurde Ihlenfeld am 26. 5. 1901 in Colmar/Elsaß geboren und wuchs in Bromberg auf.¹² Östliche Welt und Weite wurden ihm vertraute Wegbegleiter, wovon insbesondere die beiden Romane »Der Kandidat« (1959) und »Gregors vergebliche Reise« (1962)¹³ Zeugnis ablegen.

Kurt Lothar Tank ordnet Ihlenfeld »... als Dichter und Publizist zu den wenigen profilierten, führenden Gestalten der protestantischen Literatur um die Mitte des 20. Jahrhunderts« ein.¹⁴ Diese Hinweise und Urteile sollen beweisen, welche Bedeutung und Wertschätzung der Autor in seiner Zeit genoß und daß es auch von daher um so unverständlicher ist, daß sein vielfältiges Werk wenig Resonanz fand. Aber Qualität und Bekanntheitsgrad waren wohl von jeher zwei verschiedene Dinge. Hinzu kam, daß

8 Arno LUBOS, *Geschichte der Literatur Schlesiens*. III, 1. München 1974. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Abschnitt: *Zeitgeschichtliche Literatur*, S. 381–384.

9 Das Zauberwort. Eine Untersuchung von Jochen Hoffbauer über fünfzehn schlesische Erzähler. Kurt IHLENFELD, in: *Schlesischer Heimatkalender 1967* von Dr. Karl Hausdorff im Karl Mayer Verlag Stuttgart, Bl. 35.

10 Kürschners *Deutscher Literatur-Kalender* 1973, Berlin-New York 1974, 56. Jahrg. Hg. Werner SCHUDER, S. 420 u. 1086 (Nekrolog).

11 (Wie Anm. 8), S. 381.

12 Vgl. hierzu: Kurt *Ihlenfeld*, *Das dunkle Licht – Blätter einer Kindheit*, Hamburg 1952. Furche-Verlag. Reihe: *Furche-Bücherei*.

13 Kurt IHLENFELD, *Gregors vergebliche Reise*. Roman, Witten und Berlin 1962, Eckart-Verlag, 484 S. In diesem Roman greift Ihlenfeld das Thema auf, inwieweit der Einzelne durch schwere Schuld Heimatrecht verlieren kann.

14 *Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur*. Unter Mitwirkung von Hans HENNECKE hg. v. Hermann KUNISCH, München 1965, Nymphenburger Verlagshandlung, hier: Kurt IHLENFELD, von Kurt Lothar TANK, S. 304–305.

Ihlenfeld seinem Wesen gemäß nicht viel Aufhebens von sich machte. Er blieb stets ein stiller und eher bescheidener, unauffälliger Autor.

»Wintergewitter« war der erste Roman, mit dem sich Ihlenfeld vorstellte: »Es ist ein Blick von der Grenzscheide nach beiden Seiten; alles ist sichtbar, alles verfallen, und das Unerhörte ist nah wie kaum je zuvor.« (Reinhold Schneider).¹⁵

Kindheit – ... , weiß man, was das war, wenn man es hinter sich hat? Wissen Sie es? Vielleicht war es wirklich ein Traum. Einer, der vergeht und doch nicht ganz vergeht. Es gibt solche Träume. Aber keinen so wie die Kindheit. Und zur Kindheit die Kleinstadt an der Ostgrenze, der Fluß mit den drei Brücken, unser Haus an der Straße, die sich neben dem Fluß hinzog. Der Garten hinter dem Haus und von hier der Blick auf den Fluß – bald grün, bald silbern schimmerte er durch das Gebüsch. Durch diesen Garten bin ich gegangen, allein oder mit meiner Mutter. Kennen Sie das? Der Garten war nicht groß, aber es war alles in ihm enthalten – das Ganze, die Welt ...«¹⁶

In diesem kurzen Prosastück wird die Kunst des Autors deutlich, Wesentliches in einfacher, verständlicher Weise dem Leser vor Augen zu stellen: Die Kindheit ist ein begrenzter Garten; der Garten wird zur unendlichen Welt. Traum und Realität verschwimmen und durchdringen einander. Diesseits und Jenseits heißen die Pole im Werk des Dichters; besonders deutlich werdend in diesem Roman »Wintergewitter«; etwa in dem herbstlichen Kapitel vom verschütteten Engel:¹⁷

In einem feuchten, verlassenen Turmraum der Dorfkirche finden die beiden Pastorenkinder Gottfried und Martin eine hölzerne Figur:

... dann gingen sie an die Bergung des kostbaren Fundes ... Das schwere Holz machte ihnen zu schaffen. Sie arbeiteten nicht nur mit Vorsicht, sie arbeiteten mit Andacht.

Und dann stand er draußen, der Engel, stand auf der Erde, die sein Fuß so lange nicht – oder überhaupt noch nie berührt hatte. Die Sonne schien, es war ein sanfter, müder Oktobertag. Der Wein an der Pfarrhausmauer hing mit schweren Trauben, die Astern standen in voller Blüte und die Dahlien. Der Kirchplatz lag leer und still. Über den Gräbern webte das milde Licht. Der Engel, den sie, um ihn zu reinigen, nicht weit vom Kirchportal aufgestellt hatten, stand da, als ob er in die Sonne blinzelte. Er hatte

15 Ebd., S. 305.

16 (Wie Anm. 1), S. 604–605 (Auszug).

17 Sommer gab es nur in Schlesien. Heiteres und Besinnliches von schlesischen Erzählern. Hg. v. Jochen HOFFBAUER, Tübingen und Basel 1972, Horst Erdmann Verlag, hier: Kurt IHLENFELD, Der verschüttete Engel (S. 136–142, Auszug) u. S. 284–285.

vielleicht ein halbes Jahrhundert, vielleicht noch viel länger im Schutt und im Dunkel gelegen ... Inzwischen haben sie den Schmutz entfernt, und die alten Farben sind zum Vorschein gekommen: die goldene Rüstung, das rote Röckchen und das weiße Obergewand. Der grüne Rand an den Sandalen und an den Flügeln der grüngoldene Schimmer. Ein Engel.¹⁸

Der Symbolgehalt dieser plastisch geschilderten Szene (in die sich jeder hineinfühlen wird, der die niederschlesische Vorgebirgslandschaft zwischen Löwenberg und Goldberg kennt mit ihren sanften Höhenzügen, Hügeln und weiten Feldern und Wiesen) wird klar: Inmitten von Schrecken und Grauen, von Verfall und Verwesung – der letzte Kriegsherbst ist angebrochen und es ist schon der sechste! –, kommt aus Schutt und Erde ein Engel an das Licht des Tages.

Aber daß nicht Engel, hölzerne oder lebendige, den Tag beherrschten, davon gibt die in den Roman hineinspielende tragische Geschichte um den letzten Herrn des Rittergutes Hermsdorf-Bad, vor den Toren und Türmen Goldbergs gelegen, ausführliche Kunde. Hans-Friedrich Kaufmann (im Roman: Herr von Schindel) gerät nach dem Hitler-Attentat 1944 in die Mühlen der Gestapo, wird verhaftet und blieb verschollen.¹⁹ Das nächtliche letzte Gespräch zwischen dem Pastor und dem vom Tode bedrohten Gutsherrn gehört zu den erschütterndsten und eindrucksvollsten Kapiteln des Romanes. Hier werden die Verflechtungen zwischen menschlicher Existenz und Gewalt, zwischen Individuum und Staat, zwischen Schuld und Vergebung, zwischen Verzweiflung und Tröstung, aufgezeigt:

Aber Sie werden doch nicht mit leeren Händen zu mir gekommen sein?

Doch, sagte ich, mit leeren Händen. Ihre Frage aber zeigt mir, daß Sie etwas von mir erwartet haben und von mir enttäuscht sind. ...Ich darf nunmehr mit besserem Rechte zurückkommen auf das, was ich Ihnen anfangs sagte: Erwarten sie nichts von morgen und übermorgen, erwarten sie nichts von den Menschen, mit denen sie morgen oder übermorgen zu tun haben werden, – auch nichts von den Menschen, mit denen Sie jetzt zu tun haben, – erwarten Sie aber alles von Gott, der nicht morgen oder übermorgen ist, sondern der in jedem Augenblick ist, in jedem Augenblick die Kette der Zeit durchbricht und da ist; für Sie da ist.

Herr Schindel stand vor mir – ich sehe ihn noch, den großen, schlanken und etwas starren Mann, wie ein Baum stand er vor mir, durch den eine Erschütterung, ein Beben geht, daß er bis in die Wipfel erzittert.

18 (Wie Anm. 1), S. 141–147 (Auszug).

19 Johannes GRÜNEWALD, Zur Orts- und Kirchengeschichte von Hermsdorf an der Katzbach: Liebes, altes Hermsdorf (Sonderdruck), S. 29.

*Ich bitte Sie, Herr Pastor, sagte er – geben Sie mir das Abendmahl.
Ja, sagte ich, das will ich tun ... Es war eine Stunde nach Mitternacht.*²⁰

Kurt Ihlenfeld, der sich 1966 nach der Ostdenkschrift der EKD sehr engagiert mit der Schrift: »Noch spricht das Land – Eine ostdeutsche Besinnung«²¹ zu Wort meldete, hat seine innere und geistige Verbindung zu den östlichen Provinzen nie verleugnet oder aufgegeben. »Ich hatte diesem (Ostproblem) seit 1949 meine Aufmerksamkeit gewidmet und, was an Erinnerungen und Einsichten sich daran knüpfte, in meinen vom Untergang Schlesiens handelnden Roman »Wintergewitter« eingearbeitet.«²² Was indessen der schon zitierte Kurt Lothar Tank über den Stil des Dichters schrieb, hat auch und vor allem für den Erstlingsroman »Wintergewitter« seine Gültigkeit: »Bei aller Aufgeschlossenheit für moderne Stilmittel und einer sicheren Handhabung ihrer Techniken (innerer Monolog, Rückblende usw.) wird die Komposition und das Spannungsgefüge seiner Arbeit weder von außen, also vom Inhaltlichen her bestimmt noch von einer Verabsolutierung formalästhetischer Prinzipien, sondern von einer Mitte, dem Kern- und Quellpunkt seines Wesens, der sich kaum definieren ... läßt.«²³

Ohne in den Verdacht geraten zu wollen, eigenes Leid und selbst erlittene Nöte überzubewerten – denn von jeher will der Mensch die Katastrophen der eigenen Zeit und des eigenen Lebens als die unerhörtesten sehen, die sich je ereignet haben! –, muß doch um der geschichtlichen Wahrheit willen gesagt werden, daß manche vergangenen, dichterisch gestalteten Notzeiten keinen Vergleich standhalten mit dem, was in den Jahren seit 1945 in den östlichen Provinzen Europas geschehen und von Menschen durchlitten worden ist.²⁴

Ihlenfeld sagte mir einmal in einem Gespräch Ende der Sechziger Jahre in Berlin, daß er heute den Fontane-Preis der Stadt Berlin, den er 1952 für den Roman »Wintergewitter« erhielt, wohl nicht mehr bekommen würde. So ändern sich Zeitgeist, Geschmack und Leserinteressen. Aber auch diese realistische, resignierende Feststellung des Autors, der immer um seine

20 (Wie Anm. 1), S. 482–483 (Auszug).

21 Kurt IHLENFELD, Noch spricht das Land – Eine ostdeutsche Besinnung, Hamburg 1966, Friedrich Wittig Verlag, 176 S.

22 Ebd., Einleitung, S. 9.

23 (Wie Anm. 14), S. 304.

24 Vgl. hierzu: Unter dem Wort – Ostdeutsche evangelische Dichtung nach der Vertreibung. Eine Untersuchung von Jochen HOFFBAUER, Leer/Ostfriesland 1963, Verlag Gerhard Rautenberg. Hg. in Zusammenarbeit m. d. Ostkirchenausschuß Hannover. 52 S., hier: Abschnitt II. Der Dichter und die Wahrheit (S. 17–29); Das Lied über dem Staub – Flucht u. Vertreibung i. d. deutschen Nachkriegsliteratur. Hörfolge von Jochen Hoffbauer im Süddeutschen Rundfunk Stuttgart am 26. 12. 1970, Bearbeiter: A. BAEHR.

Grenzen wußte, ändert nichts an der Tatsache, daß der Roman »Wintergewitter«, wiewohl beinahe schon vergessen, ein dichterisches Zeitdokument darstellt, das seine Gültigkeit behalten wird:

IN DER NACHT KOMMEN DIE STERNE und bewegen sich uns zu Häupten. Es geschieht so viel, während wir schlummern. Aber wenn wir aufwachen, haben wir immer die eigensinnige Vorstellung, jetzt erst geschähe das Wichtigste, nämlich durch uns. Wir fürchten immer, wir versäumten etwas, wenn wir nicht wach sind. Durch diese schreckliche und rastlose Wachheit bringen wir die Welt um den Anblick des reinsten Vertrauens: Nämlich des still unter den Sternen ruhenden Schlafers.²⁵

25 (Wie Anm. 1), S. 822.